

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 2

Artikel: Das Ausgeding
Autor: Baltinester, Wilhelmine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mel hängt. Die Wälder stehen im gelben Herbstkleide, die Luft ist kühl geworden. Seit einigen Tagen fühlt sich der Greis elend und matt. Die Last der Jahre drückt ihn erdwärts, und mehr als sonst schaut er nach dem stillen kleinen Friedhof dort unten an der Kantonsstraße, als beschäftigte er sich viel mit ihm. Langsam geht die Arbeit vonstatten. Nun legt er die Hacke beiseite. Wozu noch weiterhin Land roden und urbar machen! Er bringt es doch nicht mehr fertig. Er schreitet durch die Rebstöcke, bückt sich, betrachtet die Trauben, betastet die runden vollen Beeren. Das gibt einen guten Tropfen! — Unwillkürlich nekt er sich mit der Zunge die welken Lippen. Wie schwer ihm heute die Arbeit fällt! Es ist doch nicht warm, und man braucht nicht zu schwitzen wie sonst. Etwas ausruhen möchte er. Aber nein! So lange es Tag ist, will er seine Pflicht tun. Nachher kann er dann noch lange genug schlafen, dort unter den ragenden dunklen Zypressen, zwischen den Marmorkreuzen und schweren, bemoosten Steinplatten. Um ihn breitet sich das Grau des nebligen Tages, das die Berge verhüllt. Groß und hager steht er da, grau in grau, ein Symbol der Treue bis zum Tode. Ein kurzes, hartes Hüfteln erschüttert ab und zu seinen Körper. Er ist zum Umfallen müde. Doch die Erde verlangt nach ihm, sie will gepflegt und gehegt sein, sie kennt keine Atempause. Also harret er aus. Worauf er steht, ist ja eigener Grund und Boden, mit dem er in bald achtzig Jahren verwachsen ist, so eng und fest, daß beide immer mehr eins werden.

Er steht auf einer Anhöhe hoch über dem See. Steil fällt das Gelände ab. Franz Ludwig steht hochaufgerichtet da, dunkel im Grau des Tages, achtunggebietend, der Herr und Besitzer des Landes, der Sohn der Heimat, der er zeitlebens ge-

dient, in Frost und Hitze, bei Regen und Sonnenschein.

Es dunkelt schon. Sachte beginnt es zu regnen. Die Wolken senken sich tiefer herab, und es wird kühler. Wieder hebt der alte Mann seine Hacke. Er will doch noch etwas weiterarbeiten, er will für die Zukunft sorgen, für die, welche nach ihm kommen werden, denn einst werden auch hier schön in Reih und Glied Rebstöcke stehen, werden keimen, wachsen, reifen und Frucht bringen, Gott zur Ehre, den Menschen zum Segen.

Es regnet stärker, Franz Ludwig merkt es nicht. Auf und ab geht die Hacke, erst schneller und regelmäßiger, dann immer langsamer und in längeren Abständen. Doch auf einmal bleibt sie niedergesunken, wie sie ist und kommt nicht mehr in die Höhe. Auch der dunkle Schatten, den Franz Ludwig über den grauen Horizont geworfen, ist verschwunden. Reglos liegt er zwischen den weinschweren Reben, die Hacke in den verkrampften Händen, auf die gute, braune Erde gesunken, die er so sehr geliebt, mit der er nun eins geworden und in der er nach treu vollbrachter Arbeit den ewigen Frieden und den langen, wohlverdienten Schlaf finden wird.

Nach drei Tagen bestattet man den Letzten der Combaz unter großer Beteiligung aus nah und fern neben seiner vorausgegangenen Gattin Rose in der Familiengruft der de la Combaz auf dem Friedhof von St. Saphorin.

Und als die Erdschollen auf den Sargdeckel polterten, stahl sich ein Sonnenstrahl durch die herrlichen, wertvollen farbigen Glasscheiben der alten Kirche und schien golden auf die eingeschlitzte Armbrust des nun verlassenen Kirchenstuhles, auf dem der Verstorbene Sonntag für Sonntag gesessen und seiner Seele Andacht gefeiert hatte . . .

Das Ausgeding.

Von Wilhelmine Baltinester.

Quist sitzt auf dem Hügel hinter seinem Bauerngut. Den Ellbogen auf dem Knie, das Kinn in der Hand, die Brauen zusammengezogen.

Babine, sein Weib, steht neben ihm. Forscht mit unruhig fragendem Blick in sein hartes, edliges Gesicht, tut den Mund auf, begütigt:

„Ist nicht so schlimm, glaub' mir's, ins Ausgeding zu gehen! Wirst Frieden haben und endlich Ruh' nach den vielen schweren Arbeitsjahren! Wirst Dein gutes Essen haben und Dein

weiches Bett wie bisher, und kannst schlafen, bis die Sonne kommt, und weit darüber hinaus.“

„Schweig!“

„Ich kann nicht schweigen, Mann! Es muß ein Ende haben. Wenn Du weiter so trotzt und nicht ins Ausgeding willst, bleibt uns das Mädchen sitzen! Im nächsten Jahr ist sie dreißig!“

„Mach' sie nicht älter, als sie ist, Du! Erst neunundzwanzig wird sie im nächsten Jahr!“ fährt er sie an.



Mühlebach bei Ernen (Goms).

„Nun, so meinethalben: neunundzwanzig“, sagt weinerlich die Frau. „Da Du doch immer recht behalten willst, Mann. Aber das ändert nichts daran, daß sie endlich heiraten soll!“

„Die wird noch in zehn Jahren Männer genug bekommen können, gut gewachsen wie sie ist.“

Mutter Quist zieht zweifelnd einen Mundwinkel hoch, pendelt mit dem Kopfe. „Kann man nie wissen. Du hättest mich nicht genommen, wenn ich schon in den Dreißig gewesen wär!“

„Papperlapapp!“ Er schiebt die Unterlippe vor. Sie weiß, das bedeutet bei ihm, daß er nun durch nichts zum Weiterreden gebracht werden kann. Dennoch fährt sie hartnäckig fort:

„Keiner, der sie nimmt, will wie ein Knecht hierherziehen. Jeder will, daß Du nach Brauch und Sitte das Gütel übergibst und Dich ins Ausgeding zurückziehst!“

Er sitzt und starrt in den sinkenden Abend. Gibt keine Antwort. Bis sich die Frau zu ihm hinneigt und ihm zuflüstert:

„Altjungferngrillen kriegt sie vom langen Warten! Die Röse und die Kläre sind längst schon verheiratet und sind jünger als sie. Die wollen die alte Jungfer nun gar nicht mehr zur Freundin. Sie schämt sich. Bei Dir liegt's, Mann, daß sie heiratet. Und daß Du's nur weißt: läßt Du's weiter nicht zu und geschieht ihr was,

so leb' ich keinen Tag länger als sie. Der Sohn hat mir weggeheiratet; ich hab' nur noch dies Kind.“

„Blärr mir nicht die Ohren voll! Es nützt Dir nichts.“

Jornig erhebt sich der Alte und geht über den Anger ins Haus.

Mißmutig ist er am Abend mit Frau und Tochter am breiten Tisch die Suppe. Beide Frauen umlauern ihn unausgesetzt mit ihren Blicken. Ihm kommt das Wort, auf das sie warten, nicht über die Lippen.

Nach dem Essen streicht sich die Tochter, die Kav, die Schürze glatt, stellt sich aufrecht vor den Vater hin, sagt mit erhobenem Kinn:

„Ich geh' als Magd nach Schievelshöh, daß Du's weißt.“

Er mißt sie mit großem Blick. „Bist toll“, sagt er langsam und spuckt eine Faser aus, die ihm von der dicken Suppe in den Zähnen blieb.

„Sie ist gar nicht toll!“ mischt sich mit erregter, kampfbereiter Stimme die Frau ein. „Sie hat es bloß satt hier. Der Peter will nun auch nicht mehr recht, da Du so lange hinziehst. Der hat sich seit vorgestern nicht mehr gezeigt. Und heute hab' ich im Dorf gehört, er hat's im Sinn, um die Bandlerische zu werben! Und unsere bleibt

sitzen! Da geht sie lieber von hier fort in den Dienst!"

„Mag sie gehen“. Er ist aufgesprungen, hat die Tür zugeworfen. Die Frauen stehen und sehen sich an.

Am nächsten Morgen packt die Kav. Einen ganz dicken Reiseforb, als ginge sie für ewige Zeiten von hier fort. Die Mutter hilft ihr, weint viele Tränen. Mittags fährt der Wagen des Fuhrmanns Sibbe vor. Die Kav ruft ihn in die Kammer, daß er ihr den Korb auf den Wagen trage. Der Vater kommt übers Feld, die Sense über der Schulter. Sieht den Wagen, sieht den Korb darauf. Reißt mit seinen mächtigen Fäßen den schweren Korb, den der junge Fuhrmann kaum hinaufheben konnte, mit einem Ruck herunter, schmeißt ihn auf die Erde, daß der Deckel auffliegt.

„Du bleibst da!“

„Nein, Vater“, sagt sie so eisig ruhig, daß er sie erstaunt ansieht.

Das ist seine Stimme, das ist seine Härte, das ist sein Eigensinn, die da aus ihr tönen.

„Fahr' heim, Fuhrmann!“ sagt er. An der Stimme hört die Kav, der Vater ist gewillt, zu verhandeln. Der Fuhrmann fährt davon, nicht ohne sich ein paarmal umgedreht zu haben. Wunderliche Käuze auf dem verschollenen Hof da!

Mutter Quist steht, die Hände überm spitzen Bauch gekreuzt, in der Haustür und wartet auf die Worte, die nun kommen sollen. Quist stapft ins Haus. Die Kav hinterdrein. Der Korb bleibt draußen liegen. Der Mann setzt sich an den Tisch. Die Tochter auch. Die Mutter rückt sich, so leise sie kann, einen Stuhl herzu.

„Welcher ist's jetzt eigentlich, der Dir am ehesten auf den Leim geht?“ fragt der Alte bissig.

„Versteh' Dich nicht, Vater“, sagt die Kav und wackelt beleidigt mit den Schultern.

„Nun, wer er ist, der Dich heiraten will? Hast ja schon viele Freier gehabt, meint die Mutter immer.“

„Das weißt Du selbst auch, Vater. Der Peter wär's. Wenn er nicht schon wo anders festgenagelt ist, weiß ihm das Warten zuwider wurde.“

„Der, also. Bringt er was zu?“

Sie beginnt, lang und breit auszurechnen, was er dem Hofe zubringen würde. Die Mutter nickt zu jedem Ding, das die Kav aufzählt.

„Seid Ihr ganz einig?“ fragt der Alte.

„Schon lange. Fehlt nur noch Dein Vertrag mit ihm, daß Du ins Ausgeding gehst.“

„Danach hab' ich Dich nicht gefragt.“

„Ihm ist das aber die Hauptsache.“

„Werde schon selbst mit ihm reden.“

„Wann?“

„Wenn er kommt!“

„Dann kommt er noch heute.“ Die Kav steht auf, nimmt ihr Tuch, geht den weiten Weg ins Dorf.

Nachmittags kommt der Freier. Groß, kloßig, einer, der was schaffen kann. Laut geht der Handel zwischen ihm und dem Alten hin und her. Bis umständlich Punkt für Punkt des Vertrages aufgesetzt ist, dem der Notar morgen den Gültigkeitsstempel geben soll.

Zwei Kammern und Essen und Kleidung und soundso viel Bargeld bedingt sich Quist für sich und sein Weib im Ausgeding.

Heiser haben die Männer sich geschrien. Bis sie die Frauen rufen. Die bringen mit glänzenden Gesichtern Wein und flaumigen Kuchen, das Verlöbniß zu feiern.

„Guter Wein“, sagt der künftige Schwiegersohn, den Tropfen bedächtig verkostend. „Aber der, den wir nächstes Jahr in die Fässer geben, soll noch reiner sein!“

Quist zerdrückt sein Glas in der Hand. Kein Blut rinnt ihm, so schwielig sind seine schweren großen Hände.

Die Kav ist in einem Freudentaumel. Sie strahlt ihren Peter glühend an. Er sie auch. Als hätten sie ewig darauf gewartet, fallen sie einander um den Hals, herzen sich.

Der Bauer steht auf, wirft den Stuhl um, daß er krachend hinstürzt, geht vor die Haustür in die dünne Luft. Mit zärtlichem, tiefzufriedenem Blick auf die Küssenden watschelt die Frau ihm nach.

Draußen erwischt sie den Mann, wie er sich eine Träne im Augenwinkel barsch zerdrückt. Die erste, die sie je bei ihm sah.

Sie legt ihm die Hand auf die Schulter. „Bist denn nicht glücklich, daß sie nun heiratet? Ist doch Dein Kind!“

Ihm kippt die Stimme. Mit bebendem Arm fährt er in die Runde, ringsum auf seinen Grund und Boden weisend:

„Ist mir auch am Herzen, wie mein Kind, das da!“ Und als sie was sagen will: „Laß gut sein! Sei still, Frau! Das verstehst Du ja doch nicht.“